

Die zwei Dienste

1 In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. 2 Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen. 3 Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst. 4 Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben. 5 Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen aus Antiochia. 6 Diese Männer stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten die Hände auf sie. 7 Und das Wort Gottes breitete sich aus und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

„Die Wahl der sieben Armenpfleger“ ist dieser Abschnitt in unserer Lutherbibel von alters her überschrieben. Lukas zeichnet in seiner „Apostelgeschichte“ ein bestimmtes Bild der ältesten Christengemeinde in Jerusalem. Es ist das Idealbild einer Gemeinde, die angesichts der Erwartung, dass die Wiederkunft Christi unmittelbar bevorsteht, allen eigenen Besitz aufgibt und miteinander teilt und verzehrt. Man lebt wie in einer klösterlichen Gemeinschaft in einträchtigem Frieden miteinander, so das Ideal. Aber einmal gab es doch erheblichen Streit, und davon erzählt Lukas hier. Die Christen mit heidnischem Ursprung fühlen sich von den jüdischstämmigen Christen übergangen und übervorteilt. Bei der täglichen Speisung, so beklagen sie, würden ihre Witwen und Waisen übersehen, blieben unversorgt. Die Spannung, die daraus entstand, muss so groß gewesen sein, dass „die Zwölf“, gemäß der Vorstellung des Lukas die oberste Autorität in der jerusalemer Christengemeinde, eine Regelung treffen mussten. Das taten sie, indem sie einen neuen Dienst schufen, den Dienst der Diakone, der „Armenpfleger“, die zunächst den Tischdienst besorgen sollten, darüber hinaus aber für die sozialen Belange in der frühen christlichen Gemeinde zuständig waren. Es war ein geistlicher Dienst, zu dem die sieben Diakone unter Handauflegung berufen wurden, aber es war ein Dienst, der nun deutlich vom Dienst am Wort und am Gebet abgesetzt wurde. Dieser, der Dienst am Wort, hatte nun eindeutig Vorrang, denn der oblag den Aposteln selbst: Das Wort Gottes sollte durch den Armendienst nicht vernachlässigt werden: „Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.“ So trat die Diakonie neben die

Liturgie, der Dienst am Nächsten in der Gemeinde (!) neben den Dienst der Verkündigung und der gottesdienstlichen Fürbitte, der Priesterdienst neben den Dienst der sozialen Verantwortung in den weltlichen Dingen der Gemeinde. Der Dienst am Wort Gottes aber wurde der vorrangige Dienst, der keinesfalls durch die anderen Aufgaben in der Christengemeinde leiden durfte.

In der Geschichte der Kirche erwies sich diese neue Ämterteilung als äußerst fruchtbar. „Diakonie“ und „Caritas“ traten als die sichtbaren Zeichen des Lebens der Kirche in der Welt in Erscheinung. In und neben den Klöstern entwickelten sich die Hospize, die der Aufnahme der Reisenden und Kranken dienten, und die Armenhäuser, lange ehe diese von den Städten eingerichtet wurden. Vor allem im 19. Jahrhundert entfalteten die Kirchen eine rege soziale Tätigkeit, die „Innere Mission“ wurde begründet, als die Missstände der Industrialisierung und des Frühkapitalismus zum Himmel schrien. Es war diese christliche Tradition der Diakonie, der tätigen Nächstenliebe und Sozialverantwortung, die den Samen ausstreute für die soziale Verantwortung, die dann die Gesellschaft durch den Staat aufgriff und gestaltete. Bedenken wir aber: Das ist gerade einmal 125 Jahre her! Bedenken wir einmal, was es vorher in all den Jahrhunderten der Welt- und Kirchengeschichte **nicht** gab: keine gesicherte Versorgung der Alten und Kranken, keine Versorgung der Witwen und Waisen, keine Sicherheit für die Unfallopfer und körperlich Versehrten. Dies lag ausschließlich im privaten Ermessen eines jeden einzelnen. Wer vorsorgen konnte, der konnte sich soziale Sicherheit leisten, wer nicht vorsorgen konnte, der musste sehen, wo er im Alter und in der Not blieb. Beim Lernen der Zehn Gebote in meiner Konfirmandenzeit habe ich nie begriffen, was das 4. Gebot genau bedeutete: „Du sollst Vater und Mutter ehren“, ja, das war klar, das verstand ich, das bedeutete den Respekt zu üben, den man den Eltern schuldig war; das gehörte sich so. Aber was dann der Fortgang: „... auf dass es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden“ zu bedeuten hatte, was das mit dem Respekt gegenüber den eigenen Eltern zu tun haben sollte, das konnte ich nicht verstehen. Sie sehen, ich bin schon wie Sie alle heute ein Kind einer Zeit, für die soziale Sicherung selbstverständlich geworden ist. Wir dürfen diese Sicherheit genießen, wirklich genießen, und sollten uns dessen gewiss sein, dass dies keineswegs selbstverständlich ist, dass es all dies jahrhundertlang nicht gegeben hat, niemals zuvor gegeben hat. Halten wir uns einfach einmal die Daten vor Augen, als bei uns in Deutschland – und wir lagen da in Europa sogar vorne – durch Otto von Bismarck die staatliche Sozialgesetzgebung für alle Arbeiter eingeführt wurde: 1883 wurde die gesetzliche Krankenversicherung eingeführt, 1884 die Unfallversicherung, 1889 die Rentenversicherung, 1911 die Witwen- und Waisenversorgung und in diesem Zusammenhang 1911 auch die erste Arbeitslosenversicherung. Es begann vor 125 Jahren, und die letzten Bausteine der sozialen Sicherung sind noch nicht einmal 100 Jahre alt: knapp drei

Generationen. So schnell ist eine gewaltige Änderung und Verbesserung in den sozialen Lebensverhältnissen für uns selbstverständlich geworden, dass wir uns heute um Cent und Euro streiten!

Die Gesellschaft, der Staat, hat nun eine Aufgabe übernommen, die lange, lange Zeit von der christlichen Liebestätigkeit, von der Diakonie und Caritas (so die heutigen Namen) gepflegt wurden. Damit hat sich das Aufgabenfeld der Diakonie heute völlig verändert. Auf der einen Seite wirkt die Diakonie in all ihren Werken an den staatlichen Aufgaben mit, so zum Beispiel in der Fürsorge für Behinderte, und tut dies weitgehend in staatlichem Auftrag und mit öffentlichen Geldern, zum anderen kümmert sie sich um die „Lücken“ im System, zum Beispiel mit ihren zahlreichen Beratungsstellen für Eheprobleme, Lebensfragen, Empfängnisverhütung usw., die nach und nach aber ebenfalls in staatliche Verantwortung übernommen wurden und aus Steuergeldern bezahlt werden. Dann bleiben noch die Aufgaben unvorhersehbarer Notfallhilfe, sowohl was die Notfälle einzelner angeht als auch was Notfälle bei Katastrophen und großen Unglücksfällen betrifft. Hier und in der Verantwortung für die Not in der Welt („Brot für die Welt“) liegen heute die wesentlichen Aufgaben und unverwechselbaren Dienste der kirchlichen Diakonie. Die sozialen Dienstleistung im eigenen Land, an den „Armen“ und „Benachteiligten“, hat weitestgehend die Gesellschaft selbst übernommen: Sie hat damit ein christliches Erbe in säkularer Gestalt übernommen.

Es bleibt der christlichen Gemeinde das erste, wesentliche Amt, der unverwechselbare und unvertretbare Dienst am Wort Gottes, der Dienst in Gottesdienst und Gebet. Dies ist ja schon von der Apostelgeschichte her der vorrangige Dienst, die vornehmste Aufgabe, die keinesfalls vernachlässigt werden darf. Hier, im Gottesdienst, ist Kirche ganz Kirche, ganz bei sich selbst, weil sie beim Wort Gottes bleibt. Es ist schon merkwürdig, wie kirchliche Äußerungen und Verlautbarungen in der öffentlichen Diskussion oft vor allen Dingen auf die soziale Verantwortung der Kirche verweist und auf all die vielen sozialen Dienste und Werke, die sie tut, um ihre Wichtigkeit und Bedeutung in der Gesellschaft zu betonen. Dabei definiert sich Kirche eben **nicht** über ihr soziales Tun, sondern heute allein und unverwechselbar über ihren Dienst am Wort Gottes, an der Verkündigung des Evangeliums vom befreiten Menschen. Es ist da eine merkwürdige „Gottvergessenheit“ in unserer Kirche festzustellen, zumindest was viele der Themen ihrer öffentlichen Äußerungen betrifft. Aber was die Gesellschaft am wenigsten braucht, ist ein womöglich schlechteres soziales Double. Was die Gesellschaft aber **unbedingt** braucht, ist das glaubwürdige Zeugnis vom Wort Gottes mitten in der Gesellschaft. So bleibt es mir auch ein Rätsel,

auf welcher kaum nachvollziehbare Weise die offizielle kirchliche Öffentlichkeit die Notwendigkeit des Sonntagsgebotes und der Feiertagsruhe verteidigt: nämlich als maßgebliche soziale Errungenschaft, die um des Menschen willen nicht aus Spiel gesetzt werden dürfe. Das mag ja richtig sein, und es steht den Gewerkschaften gut an, darauf hinzuweisen. Nur das ist doch nicht der für die Kirche zureichende Grund! Hier gilt doch allein die Aussage, dass der Mensch Gottes Wort braucht, nötiger als das Brot zum Leben, dass darum die Kirche für freie Zeit für die Verkündigung und das Hören des Wortes Gottes eintreten sollte, ob am Sonntag oder zu anderer Zeit in der Woche – aber aus guter Tradition bei uns eben am Sonntag! Gottesdienst, Gottesdienst, Gottesdienst, das ist unser Auftrag, und sonst erst einmal gar nichts anderes. Einladend sollte er sein, unser Gottesdienst, offen, aber auch klar akzentuiert als **Gottesdienst** und nicht als Mummenschanz oder Teil gesellschaftlicher Folklore. Ernst und nüchtern sollte er sein, aber zugleich fröhlich und befreiend. Wer hier aus diesem Gottesdienst wie aus allen anderen Gottesdiensten an diesem Tag und zu anderen Zeiten herausgeht, dem sollte es doch anmuten, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als wäre ein Last von ihm genommen, als dürfte er neu und befreit ins Leben treten. Dann, in seinem Leben vom Gottesdienst her, wird auch der Nächste neu in den Blick des einzelnen treten: der Nächste, der Mitmensch, der meiner Hilfe bedarf, meines Zuhörens, meines Trostes, meiner praktischen Hilfe. „Gehe hin und tue desgleichen.“ heißt es am Schluss des Sonntagsevangeliums. Genau das gilt, ganz unprätentiös, ganz selbstverständlich. Diese praktische Verantwortung für sich selbst und seinen Nächsten ist es, die den einzelnen Christen prägt. Er trägt gerade nicht mit säuerlicher Miene die Last aller Nöte der Welt, das tut Christus; er muss auch nicht die „Welt verbessern“, das tut Gott allein. „Arme habt ihr allezeit bei euch.“ sagt Jesus sehr realistisch (Mt 26, 11). Wir aber dürfen getrost Gott loben, ihm danken und das Rechte tun an unserem Platz. Für den geduldigen Hörer des Wortes Gottes gilt: „Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.“

Amen.